

Liebe Gemeindemitglieder!

Mein Name ist Markus Vogt.

Ich hatte mich Euch und Ihnen schon kürzlich vorgestellt, als ich dazu eingeladen habe, uns gemeinsam William Wylers Historienfilm „Ben Hur“ anzuschauen und ihn vor einem christlichen Hintergrund zu interpretieren.

Auch heute möchte ich Euch anregen, einen Film-Klassiker wiederzuentdecken. Die Rede ist von Richard Attenboroughs vielfach ausgezeichnete Filmbiographie aus dem Jahr 1982 über einen Mann, den ich für den bedeutendsten des vergangenen Jahrhunderts halte, und für einen der größten Menschen, die je gelebt haben: Mohandas Karamchand, genannt Mahatma, das heißt: „große Seele“ Gandhi.

Eigentlich möchte ich auch weniger über den Film sprechen als über die Person, vor der sich dieses Epos verneigt und deren Gedenken es dient. Kurz seien die wesentlichen biographischen Daten Gandhis in Erinnerung gerufen: Er wurde 1869 in Gujarat im Nordwesten Indiens in eine wohlhabende und gebildete Familie hineingeboren. Dort wuchs er als Hindu auf, der vor allen Dingen von seiner tiefreligiösen Mutter stark geprägt wurde. Von Kindesbeinen an erfuhr er jedoch in seiner Familie und in seiner Heimatstadt Porbandar, in der viele Muslime und Anhänger anderer Religionen lebten, eine Atmosphäre religiöser Toleranz. Gandhi studierte u. a. in London Jura, wurde Rechtsanwalt und ging als junger Mann nach Südafrika, wie Indien damals Teil des britischen Commonwealth. Das dortige Apartheidsregime, also die strikte Trennung der Rassen und die systematische Diskriminierung aller Nichtweißen, reizte ihn zum Widerstand, den er von Beginn an konsequent gewaltlos und durchaus erfolgreich praktizierte. Nach seiner Rückkehr nach Indien im Jahr 1915 entwickelte er sich zur zentralen Figur der nationalen Unabhängigkeitsbewegung; als sein Land schließlich im August 1947 die Autonomie erreichte, galt er als „Bapu“, als Vater der Nation, obwohl er selbst nie ein politisches Amt bekleidete. Kein Jahr später wurde er von einem Attentäter erschossen, der ihn wie viele radikale Hindu-Nationalisten als Hauptverantwortlichen dafür ansah, dass Indien die Unabhängigkeit nicht ungeteilt erreichen konnte, sondern in die zwei Staaten Indien und Pakistan zerfallen ist, in denen Hindus und Muslime nun entlang der Grenze streng voneinander getrennt leben sollten. Dabei dürfte niemanden diese künstliche Trennung und die ausufernde Gewalt zwischen den Religionen mehr

geschmerzt haben als Gandhi, der sich sein Leben lang für religiöse Toleranz und Gewaltlosigkeit eingesetzt hat. -

Gandhis gelebte Toleranz war kein Ausdruck religiösen Desinteresses. Ganz im Gegenteil war sie getragen von einer lebenslangen inhaltlichen und spirituellen Auseinandersetzung mit den Weltreligionen, auch und gerade mit der Person Jesu Christi und mit der Bergpredigt, die er den Hindus „zum ehrerbietigen Studium“ empfahl.

Der große Hindu Gandhi hat sich also sein Leben lang von Jesus Christus inspirieren lassen. Ich meine, dass dies für uns als Christen kein Grund sein kann, uns zufrieden zurückzulehnen. Vielmehr fordern er und sein Lebensbeispiel uns heraus, darüber nachzudenken, was christliche Nachfolge heute bedeuten kann. – Drei Aspekte möchte ich dabei hervorheben:

1.) Zunächst den der Gewaltlosigkeit:

In Attenboroughs Filmbiographie gibt es eine Szene, in der der protestantische Missionar Charlie Andrews, der sich später Gandhis Bewegung anschließen und zu einem engen Freund wird, mit Gandhi über Jesu Forderung nach Gewaltlosigkeit spricht. Die beiden sind zu Fuß in einem einfachen Wohnviertel einer südafrikanischen Stadt unterwegs, in dem ausschließlich weiße Arbeiter leben. Sie bewegen sich auf eine Gruppe von Straßenjungen zu, die sich erkennbar darauf vorbereiten, den „braunen“ Inder und seinen Begleiter anzupöbeln. Andrews rutscht das Herz in die Hose, und er will den Vorschlag machen, den anderen auszuweichen. Doch Gandhi widerspricht; er fragt den Geistlichen: „Sagt das Neue Testament nicht: ‚So dir jemand einen Streich gibt auf den rechten Backen, biete auch den anderen dar?‘“, worauf Andrews antwortet, seiner Auffassung nach sei dies metaphorisch zu verstehen. Gandhi erwidert, da sei er sich nicht sicher. Er sei der Ansicht, „unser Herr“ meine, man solle Mut zeigen, bereit sein, einen Schlag hinzunehmen und vielleicht auch mehrere, um zu zeigen, dass man nicht zurückschlagen und auch nicht weichen werde. Durch diese Haltung erreiche man, dass in der menschlichen Natur etwas freigelegt werde, das den Hass kleiner werden lasse und schließlich dazu führe, dass derjenige, der bereit war, sich schlagen zu lassen, respektiert werde. Christus habe dies erkannt, und er, Gandhi, habe festgestellt, dass es funktioniere. – Die beiden Gesprächspartner erreichen die Gruppe der Halbstarren. Gandhi hält dem herausfordernden Blick des Anführers

stand; Ben Kingsleys Augen funkeln dabei voller Stolz; und doch bringt er es fertig, dass in ihnen kein Hauch Aggression oder Hochmut erkennbar ist, im Gegenteil so etwas wie Freundlichkeit. „Sie werden erkennen, dass Platz für alle ist.“ Der Anführer tritt beiseite, die Gruppe der Jungen gibt den Gehweg frei. Andrews atmet erleichtert auf. „Das war Glück!“ Darauf Gandhi: „Ich dachte, Sie seien ein Mann Gottes?“

2.) Der zweite Aspekt, über den erneut nachzudenken mich der Film angeregt hat, lässt sich unter der Überschrift „Christlichkeit“ thematisieren.

Mir ist kein Mensch bekannt, der die Ideale Jesu so konsequent und bezwingend verfolgt hat wie Gandhi: Sein gelebtes Ideal der Gewaltlosigkeit ist, wie die soeben betrachtete Szene wunderbar illustriert, nicht zu trennen von seiner durch den mutigen Einsatz seiner ganzen Person einschließlich seiner Gesundheit und seines Lebens beglaubigten Forderung, dass das Recht dem Unrecht nicht weichen darf; seine Überzeugung, dass der Kampf für eine bessere Welt erfolgreich sein wird, ist untrennbar verbunden mit dem Streben nach einem besseren, wahreren Menschsein, das an der eigenen Person ansetzt; seine fast übermenschliche Konsequenz bleibt doch menschlich wegen seiner tiefen Bescheidenheit und echten Menschenfreundlichkeit; seine Askese ist frei von angestregtem Fanatismus und wird durch eine fast kindliche Freude an den kleinen Dingen des Lebens in der Balance gehalten. Und dieses einzigartige Leben verändert die Welt, nicht nur im privaten Umfeld, ein ganzer Subkontinent erhält ein neues Gesicht. – Man nenne mir einen Menschen, den man mit größerem Recht als Nachfolger Christi bezeichnen könnte.

Und doch hat Gandhi sich sein Leben lang als Hindu verstanden – aber auch gesagt, er sei ebenso Christ, Muslim oder Buddhist. Ein Widerspruch? Oder erinnert uns dies nicht ebenfalls an einen anderen, der Jude war und blieb, dessen Lebensbeispiel und Gottverbundenheit jedoch die Grenzen dieser, seiner eigenen Religion sprengten?

3.) Einen dritten und letzten Aspekt möchte ich hervorheben, den der Nachfolge:

Wir haben uns den Film dieser Tage zusammen mit unserem elfjährigen Sohn angeschaut, der schwer beeindruckt war. Am nächsten Morgen fragte er mich, ob ich

ein Leben wie Gandhi hätte führen wollen. – Ich muss zugeben, diese Frage hat mich schlucken lassen. Sicherlich, ich erinnere mich daran, dass ich als Student auf einem Fragebogen, in dem wir unsere Vorbilder nennen sollten, einst in der Tat „Gandhi“ angab. Aber wie lang ist das her! Was ist aus dem Idealismus der Jugend geworden? Die Frage meines Sohnes machte mir schlagartig klar, wie etabliert ich lebe, wieviel schweres Gepäck ich mit mir herumschleppe, aus wie vielen Kompromissen mein Alltag besteht. – Kann man sich tatsächlich ein Beispiel nehmen an solchen Lichtgestalten? Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr ... Andererseits: Beweist nicht gerade Gandhis Beispiel uns Christen, dass es tatsächlich möglich ist, ein Leben tiefster Gottverbundenheit und wirkmächtiger Güte zu führen, ein Leben, zu dem auch Jesus uns aufgerufen hat, ein Leben radikaler Nachfolge?

Ich bin dankbar, in einer Welt zu leben, in der von Zeit zu Zeit Menschen wie Jesus Christus oder auch Mahatma Gandhi auftreten, die mich in meinem durch satte Lebenserfahrung gewappneten Realismus, in meiner unter tausend Vowänden erklärbaren Unentschiedenheit, in meiner alltäglichen Lauheit immer wieder aufs Neue beschämen.